Serie: Aufbruch im Zeichen der Sprachskepsis : Literatursprache im Wandel, Teil II: Moderne

Autor(en): **Andreotti, Mario**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **70 (2014)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422099

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Serie: Aufbruch im Zeichen der Sprachskepsis

Literatursprache im Wandel, Teil II: Moderne

Die literarische Moderne, die kurz nach 1900 mit Autoren wie Alfred Döblin, Arthur Schnitzler und Franz Kafka ihren Anfang nahm, setzte beim in Teil I geschilderten Sprachmissbrauch ein, diesem nonchalanten Umgang mit der Sprache – einem Umgang notabene, bei dem die Sprache als sicherer Besitz erscheint, über den man einfach zu verfügen glaubt. Sie, die Moderne, brachte ihre Kritik daran gleich auf eine zweifache Art vor: zum einen in der Form von *Sprachskepsis* und zum andern in jener von *Sprachkritik*. In diesem Teil wird es um die Skepsis gehen.

Die traditionelle Dichtung, vor allem die Dichtung seit dem 18. Jahrhundert, ging von einer bestimmten Sprachauffassung aus, von der Auffassung nämlich, dass die Sprache im weitesten Sinne ein Abbild der ‹Wirklichkeit› sei, dass zwischen dem Ich, der Sprache und der Welt letztlich eine Einheit bestehe. Die Überzeugungskraft dieser traditionellen Dichtung ergab sich ja gerade daraus, dass die vom Autor gestaltete, fiktive Welt den Anschein nachgeahmter Tatsachen erweckte. Wenn beispielsweise Gottfried Keller seine Novelle «Kleider machen Leute» mit dem Satz beginnt: «An einem unfreundlichen Novembertage wanderte ein armes Schneiderlein auf der Landstrasse nach Goldach, einer kleinen reichen Stadt ... », dann fassen wir diesen Satz so auf, als ob es sich um ein reales Geschehen handeln würde.

Die Sprache ist kein Abbild der ‹Wirklichkeit› mehr

Ganz anders verhält es sich mit einem Satz in einem *modernen* Text. Niemandem kommt es in den Sinn, etwa den Beginn von Franz Kafkas Erzählung «Die Verwandlung», der da lautet: «Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt» als wörtlich zu nehmende Tatsache zu verstehen, widerspricht doch dieser Beginn jeder biologischen Logik. Und niemand wird vermuten, Licht oder gar Menschen und Glühbirnen seien ein und dasselbe, nur weil in Günter Grass' Roman «Die Blechtrommel» der Ich-Erzähler von sich sagt: «Ich erblickte das Licht dieser Welt in Gestalt zweier Sechzig-Watt-Glühbirnen.»

Solche Beispiele, in denen die Aussage im Text mit der äusseren ‹Wirklichkeit› nicht mehr zusammengeht, gäbe es noch unzählige. Im Übergang von der literarischen Tradition

zur Moderne scheint sich in der Auffassung der Sprache ein epochaler Wandel vollzogen zu haben. Bestand die ältere Sprachauffassung darin, dass die Sprache im Grunde ein einfaches Abbild der äusseren ‹Wirklichkeit› sei, so setzt sich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts mehr und mehr die Einsicht durch, dass Wort und Wirklichkeit einander nicht mehr decken, dass es eine Identität von Sprache und Sein nicht gibt.

Die Sprache der Moderne nimmt sich ein Vorbild

Dass diese Sprachskepsis der Moderne verschiedenste, vor allem in der jüngeren Philosophie und in den Naturwissenschaften liegende Ursachen hat, kann ich hier aus Platzgründen nur andeuten. Hinweisen möchte ich lediglich auf den Wandel des physikalischen Weltbildes, das bis zu Max Plancks Quanten- und zu Albert Einsteins Relativitätstheorie kurz nach 1900 als gesichert gegolten hatte.

War dieses Weltbild der klassischen Physik streng deterministisch gewesen, so musste dieser Determinismus seit Planck und Einstein aufgegeben werden. So besagt etwa Werner Heisenbergs um 1920 formulierte Theorie der Unschärferelation, dass in der Quantenphysik keine deterministischen, genauen Voraussagen, sondern nur noch Wahrscheinlichkeitsaussagen möglich sind.

Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Literatur. Waren die Naturalisten im späten 19. Jahrhundert noch davon überzeugt, dass sich die ‹Wirklichkeit› detailgetreu wiedergeben lasse, so geben die Vertreter der literarischen Avantgarde kurz nach 1900 diesen Glauben auf.

Wenn etwa Rainer Maria Rilke um 1910 in seinem «Malte»-Tagebuch elektrische Bahnen läutend durch die Stube rasen und Autos über den Ich-Erzähler hinwegfahren lässt, dann verhält es sich ähnlich, wie wenn der Dadaist Kurt Schwitters in seinem berühmten ‹Merzgedicht› aus dem Jahre 1919 von Anna Blume sagt, sie habe 27 Sinne, trage den Hut auf ihren Füssen und wandere auf den Händen. In beiden Fällen fallen, und das ist für die literarische Moderne bezeichnend, Sprache und äussere ‹Wirklichkeit› völlig auseinander.

Eine Sprache, die immer dunkler wird

Den Höhepunkt dieses Auflösungsprozesses bildet die sogenannt hermetische, also die verschlüsselte Lyrik nach dem Zweiten Weltkrieg, in der sich die Bilder aus der Beziehung zu einer Aussenwirklichkeit gänzlich lösen, so dass das Gedicht für den Leser praktisch unerschliessbar bleibt, wie diese paar Zeilen aus dem 1952 veröffentlichten Gedicht «Die Krüge» von Paul Celan.

An den langen Tischen der Zeit
zechen die Krüge Gottes.
Sie trinken die Augen
der Sehenden leer
und die Augen der Blinden,
die Herzen der waltenden Schatten,
die hohle Wange des Abends.

Was mit «den langen Tischen der Zeit», an denen die «Krüge Gottes» zechen, gemeint sein könnte, das lässt sich nur noch vermuten: Vielleicht verbirgt sich Gott selber hinter den Krügen, Gott, der den Menschen «die Herzen der waltenden Schatten» entfremdet und ihnen doch den Hunger und den Durst nach ihm belässt. Vielleicht – wir wissen es nicht. Celans Gedicht hat wie die ganze hermetische Lyrik das Einverständnis mit dem Leser aufgekündigt; es ist, wie sich der Lyriker Gottfried Benn einmal ausgedrückt hat, an niemanden mehr gerichtet, hat sich aus dem Alltag gewissermassen zurückgezogen. Das ist das Problem dieser Lyrik, und das ist das Problem der klassischen Moderne überhaupt: In ihrem Hermetismus, ihrer Dunkelheit wurden die Texte von der literarischen Öffentlichkeit nicht mehr verstanden und z. T. auch gar nicht mehr gelesen. Das war einer der Gründe für das Ende der klassischen Moderne und den Übergang zur Postmoderne. Davon wird im übernächsten Teil (IV) die Rede sein.

Mario Andreotti

Prof. Dr. Mario Andreotti, Birkenweg 1, 9034 Eggersriet, mario.andreotti@swissonline.ch
Die Serie beruht auf einem Vortrag, den der Autor am 8. 6. 2013 beim SVDS gehalten hat.
Die Teile: Frühzeit bis Klassik (Heft 1/2014), **Moderne,** Sprachkritik, Postmoderne, Gegenwart

---

Bücherbrett: Aphorismen

Eine Gesellschaft, die den Sprachkünstler stresst

Felix Renner: Erfolgsgesellschaft im Stresstest. Aphorismen. Universitätsverlag Brockmeyer, Bochum 2013. 110 Seiten, Fr. 18.90

Ein «literarisches Kleinod in Prosa» hat Felix Renner im «Sprachspiegel» 1/2006 den Aphorismus genannt. Nun legt er, passend zu Winfried Ulrichs Vortragsthema an der SVDS-Jahresversammlung vom 5. Juli (siehe Einlageblatt), seinen siebten Aphorismen-Band vor. Dieser enthält wiederum auch Reflexionen über die Gattung selber, so: «Drei Dinge gehören zu einem gelungenen Aphorismus: die pyromanische Veranlagung des Autors, die Zündschnur eines Gedankens und das brennende Streichholz einer Pointe.» Am ersten fehlt es Renner nicht; von «Altersradikalität» spricht im Nachwort der